

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 33 (1951)  
**Heft:** 52

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Bern

# Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich  
Inseraten-Annahme: August Fittler, Verlag, Behnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschritten der Inserate. Insetenschluß Montag abend

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich in sämtlichen Bahnhöfen. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

## Der Sonntag zwischen den Jahren

Motto: Heilige Gebundenheit an die Gemeinschaft ist eine tiefe Quelle der Freiheit.

L. Ragaz

El. St. So nennt man ihn, diesen letzten Sonntag im Jahr, wenn er so schön zwischen Weihnachten und Neujahr zu liegen kommt. Und es ist nicht gut, wenn er wegen der Kalenderordnung ausfällt, denn er ist ein richtiges Geschenk Gottes. Er ist eine letzte besinnliche Haltestelle am Ende des Jahres zwischen zwei, ach allzu betriebsamen Festen, von der aus wir Rück- und Ausschau, und vor allem auch In-sich-Schau halten können.

Wenn wir zurückschauen auf das scheidende Jahr, so denken wir vor allem an treu-eigenössischer Solidarität der schweren Prüfungen jener Gegenüber unserer Heimat, die das Opfer ungeheurer Naturgewalten geworden sind. Schnee- und Wasserrind und zuletzt noch die furchtbare Tierseuche haben viel Leid und Not, Kummer und Sorgen in manches Dorf, manche Familie gebracht. Und wenn auch treue freundeigenössische Hilfe sofort eingesetzt hat, so hat sie doch viel Leid und noch bestehende Sorgen nicht beheben können.

Wir denken auch an unsere Landwirtschaft, unsere fleissigen Bäuerinnen vor allem. Ein Regensommer wie schon lange keiner mehr es war, hat sie wohl um manchen guten Ertrag, um manche frohe Hoffnung auf Gelingen betrogen. Aber ausser den grossen überfälligen Strömen an Weissen, die den Bund wieder einige Millionen kosten sollen, müssen wir doch feststellen, dass auch noch verschiedenes anderes gut geraten ist, vor allem der Heurtrag, so dass wenigstens für das Vieh gut gesorgt ist.

Zu tiefem Dank gegen Gott verpflichtet uns die Tatsache, dass wir wieder, von Krieg und Kriegen verschont, in Ruhe und sozialem inneren Frieden in unseren Familien, in Gemeinde und Staat arbeiten, aufbauen dürfen und dass ein konjunkturelles, ungeheures Pensum an Arbeit und Produktion hat geleistet werden können. Wohl droht da und dort in einzelnen Sektoren der Industrie Verschlechterung der Lage, Zuspitzung der ausländischen Konkurrenz, Ausfuhr- und Einfuhrschwierigkeiten, aber noch beweisen die Meldungen der Arbeitsämter im allgemeinen, dass weiter auf Hochtouren gearbeitet wird.

Mit um so grösserer Teilnahme gedenken wir des unglückseligen Krieges in Korea, dem so viele wertvolle Menschenleben geopfert werden müssen, bevor der Angreifer einsieht, dass die Kämpfer um Recht und Gerechtigkeit den Kampf nur aufgeben werden, wenn eine wirkliche Sicherheit für den Frieden und genügende Garantien für ein freies Südkorea gewährleistet sind, denn nur auf hinterhältige Versprechen wäre kein Verlass.

In unserem politischen Leben fanden einige schweizerische, viele kantonale Abstimmungen statt, waadt verwarf die Einführung des Frauenstimmrechts, und für viele Vorlagen war die Stimmeteiligung mehr als schlecht. Den Höhepunkt des politischen Jahres bedeutete die Erneuerungswahl des Nationalrates, die besonders nach den Wahlen allerlei schöne Blüten getrieben hat. Wir denken vor allem an die Wahltrübsal im Jura, womit sich die fanatische „Los-von-Bern“-Bewegung wenig Sympathien eingeholt hat, und wohl auch im Jura selber, wo die Meinungen immerhin noch sehr geteilt sind, verschiedene Stare gestochen haben mag. Die besonnenen, mehr dem deutschen und protestantischen Teil angehörenden Ele-

mente dürften sich kaum Illusionen darüber machen, was die Trennung vom reichen, finanzkräftigen und nicht so krisenempfindlichen Kantonsteil für wirtschaftliche Folgen haben müsste, die wahrscheinlich durch die Delegation zweier neuer Ständeräte kaum ausgeglichen werden dürften.

Die erste Tagung der neugewählten Kamern brachte vor allem die Wahl zweier neuer Bundesräte, des Berners Dr. Feldmann als Vertreter der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, und des Zürchers, Professor Dr. Weber, der als Sozialdemokrat und bekannter Nationalökonom in den Bund eintritt. Mit diesen markanten, und vom Vertrauen weitester Kreise getragenen Männern ziehen zwei integre, tatkräftige, charaktervolle Persönlichkeiten in unsere oberste Behörde ein. Ganz besonders sind wir Protestanten dankbar dafür, dass mit Bundesrat Feldmann ein aktiver und überzeugter Protestant nun von seinem hohen Posten und von hoher Warte aus auch der protestantisch-religiösen Seite unseres Volkes und Geisteslebens mehr Interesse, mehr Unterstützung und mehr Wichtigkeit zukommen lassen wird, als dies in den letzten Jahrzehnten meistens geschehen ist.

Wenn wir auch nicht zu jenen gehören, die glauben, es sei Sache der Religion sich politischer Machtmittel zu bedienen, um die gewünschte Einflussphäre zu erweitern und zu stärken, so halten wir doch dafür, dass es unserem ganzen öffentlichen

Leben nichts schaden könnte, wenn es etwas vermehrt und vertiefter vom religiösen Element her beeinflusst würde. Und der schweizerische Protestantismus wünscht in weiten Kreisen, sich in den eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Behörden stark und überzeugt vertreten zu wissen, wodurch in der Politik vielleicht etwas stärker auch die Grundelemente unserer christlichen Weltanschauung zutage treten würden. In diesem Zusammenhang erinnern wir an das schöne Wort von Leonhard Ragaz:

«Wir wollen nicht das Reich Gottes in der Politik aufgehen lassen, sondern umgekehrt die Politik im Reich Gottes.»

Undankbar wäre es von uns Frauen, nicht auch der beiden zurückgetretenen Magistraten zu gedenken, von denen besonders Bundesrat von Steiger mit uns Frauen «zu tun hatte». In vielen Flüchtlings- und Interniertenfällen, in der für uns so eminent wichtigen Neuordnung des Bürgerrechts der Schweizerfrau (der 1952 die Erfüllung bringen möge!) und in der Vorbereitung der Verhandlungen über das Frauenstimmrecht in den Räten, hat er viel Verständnis für unsere Wünsche bewiesen, wofür ihm auch hier der Dank der Schweizerfrauen ausgedrückt sei. Bundesrat Nobs als Finanzminister der Nachkriegszeit hat sicher kein rosiges Amt gehabt, und wenn heute die Bundesfinanzen grosse Defizite aufweisen und Finanzorgane die Zukunft beschaffen, so liegt die Schuld wohl bei den Parlamenten, die mit unglaublicher Generosität ständig Millionen-Beiträge genehmigen, als ob der einzige Zweck der vom Bürger — und der Bürgerin! — oft

## Gib dein Herz — auch im Vorübergehen

Wenn in schwindelnder Höh,  
Auf schwanken Gerüsten  
An schwankenden Seilen,  
Brüder und Schwestern in Arbeit steh —  
Wenn in schaurigen Tiefen der Erde  
Brüder und Schwestern ihr Leben begeh,  
Wenn im hölzermalenden Gedröhn,  
Im Gemwir der Maschinen die Sinne vergehn,  
Wenn in beizung-ätzenden Dämpfen  
Sie mit wehen Lüften ihr Tagwerk versehn,  
Wenn die Führer von Bahnen  
Mühtlich ungeahnten Gefahren  
Entgegen gehn —  
Nimm Teil!

Wenn all' das du wahrnimmst  
Halb abgedumt mit Grausen,  
Verhülle dein Antlitz nicht feige in Furcht,  
Auch schaue nicht hin mit Neugier und Schauer! —  
Nimm Teil!

Tue ein stilles Gebet für ihr Leben,  
Send es mit brennendem Herzen  
Zum allerhöchsten Helfer empor! *Dora Hauth*

sauer verdienten Steuergelder der wäre, so rasch als möglich für oft sehr zur Diskussion stehende Dinge im wahren Sinn des Wortes ausgesprochen zu werden. Wir denken heute vor allem an das mehr als fragwürdige Fernsehen und registrieren die 9 Millionen zur Förderung des Weinbaues!

Wir kommen nun zum grossen Ereignis des Jahres für unsere Frauenbewegung: die Verhandlungen über das Frauenstimmrecht in National- und Ständerat. Wir möchten nicht noch einmal näher darauf eingehen, aber am Ende dieses bewegten Kampfes möchten wir doch all den Tausenden von Frauen und Männern von Herzen Dank sagen für ihren treuen Einsatz bei der Forderung der Gleichberechtigung, mit dem sie unsere Arbeit je und je gestützt und gefördert haben, und es weiterhin zu tun gewillt sind. Es ist ein dorniger Weg, der hinter und vor uns liegt. Aber weil die Forderung eine Frage der Gerechtigkeit, eine logische Folge der ganzen Wandlung im Frauenleben seit 100 Jahren ist, wird sie nie mehr zur Ruhe kommen. Die Entwicklung in der Geschichte der Menschheit kann bei allem Konservatismus niemals zurückgeschraubt werden auf Grund welt- und zeitfremder Wünsche und Ideologien.

Ueber eines aber müssen wir Frauen uns klar sein, und unsere Führerinnen müssen ihren ganzen Einfluss in dieser Richtung geltend machen: So zielbewusst und sicher wir auch unseren Weg gehen wollen und müssen, so sehr müssen wir vermeiden, dass Schärfe, Verbitterung, Rechthaberei in unsere Kampfwerte, unser Reden, unser Auftreten kommt. Mit nichts wird der Sache mehr geschadet als durch unbedachte Leidenschaftlichkeit und unvorsichtiges Geschwätz an ungeeigneten Orten. Und als Frauen und Mütter dürfen wir nie vergessen, dass jede Erziehungsarbeit — und dies ist die grösste, je den Schweizerfrauen auferlegte — Geduld fordert. Und was für eine Unsumme an Geld braucht es da gegenüber erwachsenen Schweizern, wenn uns schon die Erziehung der unerwachsenen für primitive Dinge so viel zu tun gibt! Geduld bringt Rosen — und schliesslich auch den Stimmzettel für die Frau.

Je mehr wir aber im Rundblick über das scheidende Jahr hinschauen, desto deutlicher fühlen

## An unsere Abonnenten zum Jahreswechsel

Einmal im Jahr ist es uns als Vorstand und Redaktion ein Bedürfnis, ein direktes Wort an unsere Leserinnen zu richten und allerlei Anliegen vorzubringen. Hierzu eignet sich der Uebergang vom alten zum neuen Jahr stets besonders gut, und da möchten wir in erster Linie allen unsern Leserinnen von Herzen ein gesegnetes neues Jahr wünschen. Danken möchten wir allen, die unserm Blatte die Treue gehalten haben, und sie bitten, dies weiterhin zu tun und vor allem auch, für unser Blatt zu werben. Um das bisherige Niveau halten und trotz der steigenden Papierpreise möglichst lange einen weitem Aufschlag des Abonnementpreises vermeiden zu können, brauchen wir das solidarische Zusammenstehen aller, sei es in Form neuer Abonnenten, sei es in Form von Inseraten. Zusammenstehen, gegenseitiges Verständnis tut uns ja überhaupt in unserer unsicheren, zerrissenen Zeit bitter not.

Danken möchten wir auch allen Mitarbeiterinnen, die geholfen haben, das Blatt lebendig zu gestalten. Auch auf sie hoffen wir weiterhin zählen zu dürfen. Sollte sich unter ihnen hier und da jemand finden, wie dies jetzt schon öfters vorkommt, der auf sein Honorar zu Gunsten des Blattes verzichten möchte, so wäre es für uns sehr wertvoll, dies gleich von Anfang an zu wissen und nicht erst dann zu vernehmen, wenn wir das Honorar bereits ausbezahlt haben.

Wir verstehen, dass die wenigsten Vereine in der Lage sind, uns einen Beitrag zu geben. Sie kön-

nen und müssen uns aber helfen, indem sie selber dafür sorgen, dass uns ihre Berichterstattungen keine Kosten verursachen, dies umso mehr, weil ihnen ja unser Vereinsanzeiger für ihre Versammlungen, Tagungen usw. kostenlos zur Verfügung steht. Wir möchten hier auch daran erinnern, dass alles, was zwischen zwei Freitagen geschieht in der vorangehenden Woche angezeigt werden muss. Deshalb bitten wir um rechtzeitige Einsendung für den Vereinsanzeiger.

Zu unsern Wünschen gehört auch, dass unsere Leserinnen uns auch weiterhin Adressen für unsere ständig laufende Werbekontakte senden; dass Manuskripten, die nicht einverlangt wurden, das Rückporto beigelegt wird; und endlich, dass alle Mittelungen administrativer Art (Bestellung und Abbestellung von Abonnementen, Nachnahmen, Adressänderungen usw.) direkt an die Administration des Blattes, Winterthur, Postfach 210, zu richten sind. Sie ersparen damit Redaktorin und Präsidentin manche unnötige Mühe.

Wir kennen ja die wenigsten unserer Leserinnen persönlich, fühlen uns aber unsichtbar mit ihnen zu einer grossen Gemeinde verbunden. Wir hoffen zuversichtlich, dass diese Verbindung auch im kommenden Jahre bestehe und für alle Teile erfreulich sei. Möge es Gottes Willen sein, dass wir das Jahr 1952 im Frieden verleben dürfen.

Vorstand und Redaktion des Schweizer Frauenblatt

## Neujahrmorgen

Durch die sachten Silberflocken  
Zieh ich still auf meinen Gleitern,  
Und mir ist, ich sehe Leitern  
Schweben, hör von Spähenglocken  
Einen fern, zarten Hall.  
Himmelsleitern, die verbinden  
Menschen ohne Unterschiede,  
Dass im glöckenzarten Liede  
Brüder, Völker neu sich finden  
Auf dem kampferwählten Ball.  
Weisse Flocken, weisse Sterne  
Fallen leise, da ich gleite  
Durch die silberweisse Weite,  
Künden sehnd nah und ferne  
Friede, endlicher — im All.  
*Emmy Rogivue-Waser*

## Ein schöner Silvesterbrauch

Am dreissigsten Dezember führen wir nach Thuis, um ein paar stille Tage in den Bergen zu verbringen. Abends machten wir dann einen Rundgang durch das alte Dorf; wir standen auf dem Platze, wo einst der Wechsel der Postkutschen über die Pässe ins Engadin und nach Italien stattgefunden hatte. Und wir schauten uns das stattliche Haus an, in dem Jürg Jenatsch in der besseren Gaststube mit seinen Verbündeten verhandelt hatte, während Kut-

scher und Bauern in der gemeinen Stube bewirtet worden waren. Dann liessen wir den plätschernden Dorfbrunnen hinter uns und gingen den schmalen Weg zum Nolla hinab. Da begegneten wir vielen Spuren im Schnee, von Hirschen, Rehen, Füchsen, und über uns flogen kreischend die Bergdohlen. Es war wie in einem Märchen, so schön, die Gebüsche mit einem weissen Schleier überzogen und so fein gemustert, als ob es kostbare St. Gallerstickerei wäre. Der Nolla war teilweise zu Eis gefroren, und am anderen Ufer stand der mit Schnee beschweldene Wald.

Am anderen Morgen, früh um fünf Uhr, wurden wir von seltsamen Stimmen geweckt, urgründig und wild und doch als Chor zueinander gehörend. Wir lauschten, aufs höchste verwundert. Konnten es Tiere sein, die sich hier zu einer geheimnisvollen Versammlung zusammengefunden hatten? Ich trat zum Fenster und schaute hinaus... und begann herzlich zu lachen; Buben, zehn, zwölf an der Zahl, standen unten auf der Hauptstrasse. Jetzt begannen sie, etwas ungezügelt und rasch, einen Vers zu singen. Dann gingen sie weiter, und wieder liessen sie die wilden Rufe erklingen, die wir jetzt verstanden. «Silvester! Silvester!» riefen sie in den stillen Morgen hinein. Es schneite in grossen Flocken, und auch die Knaben trugen auf Achseln und Kappen den Schnee. Wieder blieben sie stehen und sangen eine Strophe. Aus dem einen und anderen Haus ertönen verspätete Knaben hinzu, und sogleich wurden sie im Kreise aufgenommen. Und weiter ging die Wanderung durch das verschneite Dorf, mehr als eine Stunde lang. Die Silvesterrufe schwelkten ab, wenn

sie sich entfernten und erhielten wieder volle Klangstärke, sobald sie dem Hotel näher kamen.

Der Tag verging im geschäftigen Tun; aber abends strömten die Leute in die Kirche, und nach dem Gottesdienst sang die Oberklasse im Dorf. Dieses Singen hat nun seine besondere Bewandnis. Es ist ein alter Brauch, der sich in Thuis seit über 200 Jahren erhalten hat. Die Anfänge führen zu den Liedbüchern der Pfarrerherren Joh. Caspar Bachofen, Zürich, und Johannes Schmidlin, Wetzikon, 1695 — 1755, zurück. Der grosse Dorfbrand in Thuis 1845 hat diese Bücher vernichtet. Aber die Lieder lebten von Mund zu Mund weiter, bis sie 1930 vom Leiter der Chöre neu herausgegeben wurden. Während der ganzen Adventszeit wird jeden Abend von der Oberstufe ein bestimmtes Lied gesungen. Wir nennen in der Reihenfolge die Titel: «Alles Leben strömt aus dir. — Dein gedenk ich gold'ne Zeit. — Abend ist's. — Ob der Sterne Myriaden. — Hellige Nacht. — Ihr Menschen kommt und singt. — Du süssee Kindlein du. — O grosse Freude. — Welch ungeheimer Sonnenanzug. — Das alte Jahr geht nun zu Ende. — Mein Jesus A. O. — Lebewohl schönes Jahr.» Die Schüler stellen sich jeweils im Unterdorfe auf. Einige Knaben tragen selbstverfertigte Papierlaternen auf dem Kopf, mit dem Leu, dem Thuiserwappen, mit Sternen, Mond oder einem Gemtsch ausgeschnitten. Vor jeder Häusergruppe machen sie einen Halt und singen eine Strophe, die für diesen Tag bestimmten Liedes. Der Silvesterabend ist der letzte und der Höhepunkt dieses Adventsingens. Und an einem solchen konnten wir nun also teilhaben.

Wir befanden uns auf der Strasse und beobachte-

ten mit Verwunderung, wie sich an beiden Häuserreihen die Fenster öffneten und etwas Eigenartiges geschah. Allerorts wurden brennende Fackeln herausgeworfen; sie fielen wie Sterne herab in den Schnee. Zwei, drei Mädchen eilten hinzu; sie traten auf den brennenden Papierdüten herum, bis diese auslöschten. Dann konnten sie das darin spendende Geld aufnehmen. Es kommen so, wie man uns sagte, zwei- bis dreihundert Franken zusammen, und im Frühling wird damit die letzte Schulreise finanziert. Uns interessierte der Ursprung dieses alten Brauches, und wir vermuteten, dass ihm wohl eine Legende zugrunde liege. Aber dies wurde verneint. Die Fackeln und Laternen haben sich aus der Zeit erhalten, als es vor rund zweihundert Jahren noch keine Strassenbeleuchtung gab. Trotz dieser einfachen Erklärung liegt in der ganzen Handlung etwas Schönes und Mystisches. Wir werden es nie vergessen, wie in der stillen Silvesteracht die Jugend mit ihren Laternen singend durch die Strassen zog, und brennende Fackeln aus den Häusern fielen.

Nach dem Schülerringen wurde es still im Dorfe. Die Familien sassen in ihren warmen Stuben. Um 22 Uhr aber bestann sich im Unterdorfe der Männerchor zu besammeln. 1836 gegründet, soll er der älteste in Graubünden, vielleicht sogar der älteste in der Schweiz sein. Um die Weihnachtszeit herum wird er dann von freiwilligen Sängern ergänzt. Die ganze Männerjugend des Dorfes strömt ihm zu. Auch von den Berggemeinden, von Sufers sogar, kommen sie und scheuen den oft 6 bis 7 Stunden langen Weg nach Thuis nicht. Um mitzusingen, reisen auch Stu-

wir, wie doch die Basis für jedes politische und soziale Geschehen im Leben eines Volkes der einzelne Mensch, seine Persönlichkeit ist. Das Ich — das Du — das Wir! Jedes einzelne von uns muss bewusster, gewollter Träger des Guten in der Welt sein. Ein Volk, das alles Heil nur von seinen Behörden erwartet, ist allein für alles Gute und Böse verantwortlich macht, sich selbst aber als Einzel-Individuum gehen lässt, wird trotz der besten Behörden langsam abwärts in Materialismus, ethische Indifferenz und persönliche Charakterlosigkeit, die es unfähig machen werden, noch Stellung zu nehmen zu Gut und Böse.

Es gibt bei uns noch weite Kreise, die versuchen, die moralische Aufrüstung ins Lächerliche zu ziehen. Und doch hat sie darin sicher recht, dass die Welt weder durch Konferenzen noch Resolutionen, weder durch vermehrte intellektuelle Bildung noch durch die Segnungen der Technik besser gemacht werden kann. An den Anfang jeder Besserung im privaten und im öffentlichen Leben stellt sie den einzelnen Menschen mit seiner persönlichen Einstellung zu den vier grossen Massstäben der christlichen Lehre: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe.

Um aber bis in diese tieferen geistigen Regionen der eigenen Persönlichkeit durchdringen, sie mit einer bisher unbeachtet gelassenen und vernachlässigten seelischen Substanz erneuern, zum Guten stärken zu können, müssen wir vor allem für mehr in-

tere und äusserer Ruhe, mehr Stille sorgen. Wir müssen aus dieser Stille heraus lernen ehrlich zu werden gegen uns selber, gegen unsere eigenen Fehler, müssen erkennen und zugeben, «wenn wir einen zu grossen Kopf kriegen, wobei das Herz klein wird.» — wie jene Burmesin in Caux erzählte, und was gelegentlich jeder Redaktorin, jeder Hausfrau und Mutter, jeder Lehrerin und Bureauangestellten, ja uns allen passieren kann.

Aber so zu uns selber und zu unseren Fehlern können wir nur kommen, wenn wir uns als Wichtigste für das neue Jahr vornehmen, für mehr Stille und Ruhe, für weniger Gebetze, weniger Jagen nach Geld und Aufgehen in materiellen Dingen zu sorgen. Der Einzelmensch ist die Zelle des Guten und des Bösen, und bei ihm selber liegt die Entscheidung. Viele gute, gesunde Zellen geben ein gesundes Ganzes, und daran mitzubauen sei unser Wunsch und unser Gelübde an das neue Jahr, und unser Dank für alles Gute, was das alte uns gebracht hat.

Und deshalb klinge in diesen «Sonntag zwischen den Jahren» ein Wort von Arnold Kubit in seinem weihnachtlichen «Du» hinein als Leitmotiv für unsere grosse Frauenblatt-Gemeinde; über all unserm Tun und Handeln klinge es im neuen Jahr, wo immer das Leben uns auch hinstellen und was es von uns verlangen möge:

Die Ichheit loswerden, die immer etwas will und vorhat!

## Eine Schicksalsfrage: das neue Bürgerrechtsgesetz

Das neue Gesetz über Erwerb und Verlust des schweizerischen Bürgerrechts, das in Ausarbeitung begriffen ist, hat bereits viel von sich reden gemacht. Der Kernartikel, um den sich alle Diskussionen drehen und der zum eigentlichen Schicksalsartikel zu werden scheint, betrifft das Bürgerrecht der Schweizer Frau. Soll sie bei Heirat mit einem Ausländer ihr schweizerisches Bürgerrecht behalten dürfen oder soll sie es verlieren? Die Hoffnung, das Jahr 1952 würde eine Lösung dieses Problems bringen, ist leider nicht erfüllt worden. In der Zeit, die uns bis zur Fortsetzung der Diskussion bleibt, ist es notwendig, sich die verschiedenen Etappen des bisher Geleisteten nochmals zu vergegenwärtigen.

Nach dem heute geltenden Recht verliert die «ausheiratete» Schweizerin ihr schweizerisches Bürgerrecht immer dann, wenn sie durch ihre Heirat das Bürgerrecht des ausländischen Ehemannes erwerben kann. Diese Bestimmung hat in den Wirren der letzten Kriegs- und Nachkriegsjahre zu grossen Härten geführt und über Hunderte von ehemaligen Schweizerinnen Not und Verzweiflung gebracht. Eine Neuregelung drängt sich geradezu auf.

Im Dezember 1949 legte das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement einen ersten Vorentwurf zu einem neuen Bürgerrechtsgesetz vor. Die Enttäuschung über diesen Entwurf war unter den Schweizerinnen gross, sah er doch vor, dass die jetzige Regelung (Verlust des Bürgerrechtes bei Heirat) unverändert beibehalten werden sollte. Es schien ihnen unannehmbar, dass eine Praxis weiterbestehen sollte, die so viel Leid gebracht hatte. Mit einer seltenen Einmütigkeit stellten sich alle Frauenverbände über die konfessionellen und politischen Schranken hinweg, hinter die Forderung, dass die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, ihr Schweizerbürgerrecht behalten sollte, auch wenn sie das Bürgerrecht ihres Mannes erhält.

Im Frühjahr 1950 setzte der Bundesrat eine eidgenössische Expertenkommission ein, um diesen ersten Vorentwurf zu prüfen. Erfreulicherweise wurden in die 26-köpfige Kommission 5 Frauen gewählt. Nach langen und sehr gründlichen Beratungen erkannte die Expertenkommission die Richtigkeit der Postulate der Frauen. Sie entschied sich zwar nicht für die von ihnen befürwortete Regelung der Unverlierbarkeit des schweizerischen Bürgerrechtes bei der Heirat, sondern für eine Zwischenlös-

ung, das sog. Optionsrecht, wie es z. B. Belgien hat. Die Frau verliert ihr Bürgerrecht bei der Heirat mit einem Ausländer, falls sie nicht ausdrücklich den Willen kundgibt, es zu behalten.

Die Expertenkommission fügte dem Entwurf zu dem noch eine andere, für uns Frauen wichtige Bestimmung bei, wonach die Kinder einer gebürtigen Schweizerin unter gewissen Bedingungen in erleichterten Verfahren und unentgeltlich eingebürgert werden können.

## Die guten Gaben des Lebens

Wie sehr haben fast alle von uns es verlernt, die täglichen Lebensgaben mit Dank zu empfangen und uns darüber zu freuen obson dies eigentlich eines jeden Pflicht wäre.

Wie vielen, denen man morgens auf der Strasse, in der Strassenbahn begegnet, sieht man es an, dass sie zu spät aufgestanden sind, dass sie rasch im Stehen eine Tasse Kaffee hinunterstürzten und ein paar Bissen eines Brötchens hinunterwürgten und dass sie den Weg zur Arbeit als einen Gang zu Verdriesslichkeiten, zu unerfreulichen Akten oder zu einem genau vorgeschriebenen, gleichförmigen Pensum empfinden. Sie blicken freudlos, und ihr ganzes Wesen ist eingekapselt in schlechte Laune. Nur wenigen spürt man es an, dass morgens die Sonne über ihnen aufgegangen ist und den Frühstichtisch oder doch wenigstens den Hausiebel gegenüber mit goldenem Licht überflutet.

Auch kann ja der Weg zur Arbeit ein Weg unter Bäumen sein mit Vogelgezwitscher und frischen Winden, vorbei am See und herrlichem Mönwäldchen. Und stets ist es ja ein Weg durch Menschenreihen und des Schauens in Menschenansätze, die so vieles sagen ohne Worte.

Und warum ist der Abend nur Müdessein, grämliches Nachsinnen über erlebten Aerger und Verdross? Er bringt doch die Ruhestunden unter der stillen Lampe, das Eintreten in immer wieder neue und frische Lebensbeziehungen im Gespräch zwischen Mann und Frau, mit den Kindern, mit Freunden und Gästen, die man zu sich laden kann.

Er bringt den Schlaf, diese herrliche Gabe und vorher vielleicht noch das Lesen und Sichhingeben an die Welt eines Buches, dann das mahlliche Müdwerden, das Lauschen auf Schritte auf der Strasse und zuletzt das sich Anvertrauen an die guten Mächte des Schlafes.

Wieviel besitzt der, der ein eigenes Bett hat? Es schenkt das Gefühl des eigenen Körpers, den viele manchmal den ganzen Tag nicht spüren. Erst am Abend empfindet sie mit einem Seufzer des Entspannens, des sich nesthaft Geborgenfühls, ihren Körper als eine gute Gabe des Lebens, vielleicht nicht mit dem vollen Bewusstsein, aber mit einer leisen Ahnung des Beschenktseins.

Und können heute nicht die meisten von uns das herrliche Geschenk eines abendlichen oder Sonntagmorgens-Bades geniessen — diesen zauber-

Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement verfasste auf Grund der Arbeiten der Experten-Kommission und nach Rücksprache mit den Kantonen einen neuen Gesetzesentwurf, der in der September-Session der eidgenössischen Räte vom Nationalrat behandelt wurde. Dieser neue Entwurf entsprach im wesentlichen demjenigen der Expertenkommission. Nach recht lebhaften Diskussionen wurde er mit 105 gegen 16 Stimmen gutgeheissen. Der Nationalrat ging, dem Vorschlag seiner Kommission folgend, sogar noch einen Schritt weiter als die Expertenkommission, indem er einem von den Frauen immer wieder geäusserten Wunsch entsprach und dem Gesetz eine gewisse rückwirkende Kraft verlieh: In einem neuen Artikel 55 fügte er eine Bestimmung bei, nach der Schweizerinnen, die nach dem 1. Mai 1942 ihr Bürgerrecht durch Heirat mit einem Ausländer verloren haben, unentgeltlich wieder eingebürgert werden können. Auch hat der Nationalrat eine weitere wichtige Bestimmung angenommen. Er gibt dem Ehemann einer gebürtigen Schweizerin die Möglichkeit einer erleichterten Einbürgerung, mit kürzeren Fristen.

Man erwarte, dass dieses Gesetz in der Dezember-Session der eidgenössischen Räte vom Ständerat angenommen werde. Die ständerätliche Kommission hat bereits darüber beraten, konnte aber zu keiner Einigung gelangen über die Frage des Bürgerrechtes der ausheirateten Schweizerin. Darum musste dieses Traktandum auf die Frühjahrssession der eidgenössischen Räte verschoben werden. Die Stimmung in der ständerätlichen Kommission ist den Frauenpostulaten gegenüber weniger günstig, als es im Nationalrat der Fall war, und mit einigem Bangen sehen wir nun dem Entscheid des Ständerates entgegen, der alles bisher Erreichte wieder in Frage stellen könnte. Wir wollen aber hoffen, dass auch im Ständerat die Einsicht sich Bahn bricht, dass wir ein neues, zeitgemässes Bürgerrechtsgesetz brauchen, welches die ausheiratete Schweizerin nicht verstösst, sondern ihr weiterhin seinen Schutz angedeihen lässt, ein Gesetz, das für alle Zukunft jene schweren Tragödien verhilft, die ehemalige Schweizerinnen in den letzten Jahren durchleben mussten. E. P.

haften Eingriff, der die gesunden Grundschwüngen unseres Daseins wieder herstellt?

Zu den guten Gaben des Lebens gehört das Essen am gedeckten Tisch, eine Ruhestunde am Fenster, das Pflegen der Blumen, eine Nähestunde mit den binnigen Gedanken. Gerade unser Heim ist die eigentliche Theaterbühne für viele verteilte kleine Lebensreize, die ihre ermunternden Kräfte nie verlieren.

Vielleicht nicht täglich, aber immer wieder von Zeit zu Zeit können wir uns freuen über die schön gebogenen Linien unseres Biedermeiersofas, über die Spuren der werkenden Hand an einem geschmiedeten Leuchter, über das herrliche Rot unseres Teppichs, über die Durchsichtigkeit und Zartheit einer Glasschale, über das sprühende Lichtgefunkel einer Kristallvase, wenn die Sonne hinein scheint und wir langstielige Rosen zu unserer eigenen Freude hinein stellen, — über so vieles, vieles, das tägliches Gewohntsein ist. Aber müssen wir allen diesen Dingen nicht gerade dafür danken, dass sie immer bereit sind durch ihr tägliches Dasein, uns so vieles zu erfreuen in einer nie nachlassenden Freundschaft?

Wir selbst können unsere Stunden, unsere Tage, unser ganzes Leben auf einen freudigen Akkord stimmen, wenn in unserem Herzen eine Aufmerksamkeit bereichert lebt, die guten Gaben des Lebens zu sehen, zu hören, zu empfinden. Und die einfachen Dinge des Lebens können hierzu unsere treuesten Helfer sein. Leben wir der Stunde, dem Tag! Denn immer und immer wieder gibt es «ersten Schnee» und zarte Frühlingsahnung, hochziehende Wolken im Sommer und das Flammen und Lodern der Bäume im Herbst. Bücher sind die Tore zur Welt des Geistes und Gemütes und Kinderlachen gibt es alle Tage. Alles ist da, ist Welt, wartet auf uns, damit wir allem unsere Aufmerksamkeit schenken und beschenken werden in überreichem Masse.

Ich las einmal eine Anekdote von einem, der sich das Leben nahm, weil es ihm zu langweilig wurde, sich täglich anzuziehen.

Ist dieser arme Narr nicht das Sinnbild eines krankhaften Herausfallens aus jener letzten Seelengesundheit, die gerade im täglichen Wiederkehren einfacher Verrichtungen, der zu leistenden Arbeit und der kleinen, bescheidenen, aber jedem zugänglichen und möglichen Freuden die treuesten Lebensreize findet? E. S.

## Politisches und anderes

### Aus den eidgenössischen Räten

In der dritten Woche der Winteression setzen die beiden Räte ihre Debatte über den eidgenössischen Staatsvoranschlag für 1952 fort. Umstritten war der Kredit von 9 Millionen für die Weinbauförderung, sowie die Vorlage über die Gewährung eines ausserordentlichen Bundesbeitrages von 760 000 Franken zur Verbilligung der Skischul- und Bergführerlöhne im Winter 1951/52 als Hilfeleistung zur Frequenzsteigerung des Fremdenverkehrs. Beide Kredite samt Budget wurden durch die Räte abgelehnt. Ferner genehmigte der Nationalrat die Unterstützung der Stickerlei-Treuhandgenossenschaft, das Abkommen mit Rumänien betr. der Warenaustausch und Zahlungsverkehr, sowie die Entschädigung der schweizerischen Interessen in Rumänien. Der Ständerat billigte das Budget der Bundesbahnen.

### Die Ablehnung des holländischen Begehrens durch den Bundesrat

Das holländische Aussenministerium hat den Inhalt der Note veröffentlicht, die ihm vom schweizerischen Bundesrat überreicht worden ist. Demnach lehnt die schweizerische Regierung mit Bedauern eine schiefschiedsrechtliche Entscheidung ab, der Ansprüche Hollands über das von den Deutschen in den Niederlanden gestohlenen und in der Schweiz deponierten Goldes. Im Haag wird die Angelegenheit damit als erledigt betrachtet.

### Westlicher Abrüstungsplan angenommen

Die politische Kommission der Vereinigten Nationen hat den Abrüstungsplan der Westmächte gutgeheissen und eine neue Abrüstungskommission ins Leben gerufen.

### Die Uno-Kommission für Deutschland

Die Generalversammlung der Vereinigten Nationen schloss die Debatte über das Problem Deutschland ab. Mit 45 gegen 6 Stimmen bei 8 Enthaltungen wurde die Resolution der drei Westmächte angenommen, wonach ein aus Vertretern Brasiliens, Islands, Hollands, Pakistans und Polens bestehende unparteiische Kommission in ganz Deutschland eine Untersuchung über die Möglichkeit von gesamtdeutschen Wahlen durchführen soll. — Polen hat bereits angekündigt sich an einer solchen Kommission nicht beteiligen zu wollen und in Ostberlin wurde erklärt, dass eine solche Kommission in der Sowjetzone nicht zugelassen wird.

### Friedensvertrag für Italien

Die italienische Regierung hat bekanntgegeben, dass Italien die Bestimmungen des Friedensvertrages von 1947 über die Beschränkung seiner Militärstreitkräfte, die Demilitarisierung seiner Grenzen und die politischen Bestimmungen für ungültig erklärt. Diese Erklärung wurde herausgegeben, nachdem kurz vorher acht Staaten — Amerika, Grossbritannien, Frankreich, Griechenland, Neuseeland, Nationalchina, Holland und Belgien, eine Revision des Friedensvertrages gebilligt hatten.

### Die Verhandlungen Panmunjom

Das Hauptproblem in Panmunjom bildet die Frage der Kriegsgefangenen. Beide Seiten beschuldigen einander gegenseitig unvollständige Listen der Kriegsgefangenen vorgelegt zu haben. General Ridgway hat die Kommunisten ersucht, der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes den Besuch der alliierten Gefangenen in den kommunistischen Gefangenenlager zu gestatten.

### Die Nachfolgerin von Anna Hirzel-Langhans

Auf Schloss Berg im Thurgau starb, wie bereits gemeldet, die bekannte Klavierpädagogin Anna Hirzel-Langhans. Die Musikschule Berg, die internationalen Namen hat, wird in ihrem Sinne und auf ihren Wunsch durch ihre langjährige Mitarbeiterin Renata Borgatti weitergeführt.

### Eine Schweizerin erhält ein Unesco-Stipendium

Die Unesco verlieh Fräulein Magdalena Rahn von der Pestalozzi-Bibliothek in Zürich das Stipendium «Unesco 1951», das der Schweiz für Studien über die Entwicklung der öffentlichen Bibliotheken, insbesondere der Kinderbibliotheken, zuerkannt worden war. cf.

**Das Beste?  
nein!! —  
Nuc Pic-Fein!**

derende und Auswärtswohnende vom Unterland heim; und jene, die in der Ferne weilten, leiden um diese Zeit stets an Heimweh. Der Männerchor singt von Weihnachten bis Neujahr jeden Abend ein bestimmtes Lied. Sie beginnen am Heiligen Abend mit «Herr mein Hirte». Es folgen: «Auf ihr Christen. Auf, Geister des Himmels. Wie schön leuchtet uns der Morgenstern. Das Heil der Christen ist geboren. Hosanna. Ehre sei Gott. O ewiger Fürst.» Am Silvesterabend: «Das alte Jahr geht nun zu Ende. Mein Jesu A und O.» Und nach dem Neujahrsläuten: «Kommt Christen, jubiliert.» Vier Laternen begleiten den vierstimmigen Chor von vier Knaben getragen. Es sind alte Kutscherlaternen, früher mit Kerzen, jetzt mit Acetylen beleuchtet.

Wir standen auf der Strasse und lauschten dem schönen Gesang. Wie rein und erhebend die Stimmen durch die Winternacht klangen. Nach dem ersten Verse zogen die ca. hundert Mann, Arm in Arm, reich und arm miteinander, die Strasse weiter hinauf, und wieder blieben sie vor einer Häusergasse stehen und sangen den zweiten Vers. Aus allen Häusern und besonders aus den Restaurants waren die Leute getreten. Uns erstaunte immer mehr die absolute Disziplin. Alle jungen Männer des Dorfes sangen mit. Frauen sind nicht zugelassen. Diesem Brauch liegt eine wertvolle Ethik zu Grunde. Nie hört man in der Silvesternacht ein Gröhlen von Betrunknen in Thuis.

Wir hatten den Chor bis zum Oberdorf begleitet, wo er sich auflöste. Dann wanderten wir allein über die alte Brücke. Der Nolla floss tief unten in sel-

nem breiten Bett. Zwischen den vereisten Steinen rann das Wasser in raschem Rhythmus und starkem Gefälle dahin. Traumhaft standen die weissen Tannen an den erhöhten Ufern, und wie von Zucker übergossen sahen die verschneiten Gebüsche aus.

In Myriadenzahl blinkten von hoch oben die Sterne herab, gut sichtbar Orion, Stier und Sirius, und im Osten der ringeschmückte Saturn. Wie hell sie schienen. Nur der Mond hatte sich zu einer schmalen Sichel zusammengesogen. Wir wanderten die alte Strasse aufwärts, die schon den Bärenern wichtig war. Tief unten floss der Rhein durch sein felsiges Bett. Er hocht hier einen schwierigen Kampf mit der Felsgewalt der Viamala aus. Mächtige Steinblöcke stehen überall im Wasser herum. Schräg wärzeln die Tannen an den schroffen Hängen der Hohe Rhätien und des Graupetzi. Wir gingen bis zum Tunnel hinauf und hatten von da einen freien Blick ins Dorf hinab. Wie die vielen Laternen freundlich leuchteten! Vom nächtlichen Schweigen umgeben schritten wir ihnen und dem neuen Jahr entgegen.

An der Brücke angelangt begannen die vier Glocken zu läuten. Der Turm war von innen beleuchtet, so dass man ihre rhythmische Bewegung gut sah. Und während wir weiter gingen, sprachen wir von Vergangenen. Nicht alles war gut an kleinen und grossen Massstäben gemessen. Ewig aber scheinen die Sterne, ewig wölbt sich der Himmel über der Erde, und wohl schon seit tausend Jahren ist Thuis als Durchgangsort bekannt. Im Gemeindegarten ist eine Unglückschronik aufbewahrt: Nollausbrüche verwüsteten das Land, Brände zerstörten einen Teil

des Dorfes. Auch die Pest hat gewütet, und das Strafgericht über Jürg Jenatsch hat hier stattgefunden. Manche fremde Heere sind durchgezogen, und wieviel alte Säumer sind mit Ross und Wagen in die schaurige Viamala gestürzt.

Langsam verklangen die Glocken. Die Uhr schlug ihre zwölf letzten, dumpfen Schläge im alten Jahr. Bald setzte hell, jubelnd und gläubig die Glocken wieder ein, das junge Jahr begrüssend. Die Strassen waren leer, denn die Familien weilten beisammen. Nur vor einigen Gaststätten befanden sich Menschen, die das neue Jahr auch in einer Gemeinschaft beginnen wollten. Wir kehrten in unser Hotel zurück und wurden von einer fröhlichen Gesellschaft aufgenommen. Man setzte uns Papiermützen auf, und die heitern Spiele nahmen ihren Fortgang. Dann griff die Wirtin zur Laute und sang. Auf einmal ging die Türe auf. Draussen hatte der Männerchor nochmals zu singen begonnen: «Kommt Christen, jubiliert!» Ergriffen traten wir in die Winternacht hinaus und lauschten der schönen Verkündung. Elisabeth Getter

### Der Neujahrsbesuch der alten Bärbel

von Clara Büttiker

Es hatte schon in den letzten Stunden des alten Jahres zu schneien begonnen. Zuerst waren die ersten Schneeflocken sanft und behutsam durch die Luft geschwebt und hatten sich zarter Plum auf der alten Schneedecke niedergelassen, die noch

auf den weiten Flächen der Wiesen und auf den Dächern der Häuser lag. Dann aber hatte in der Frühe des Neujahrsstages ein richtiges Schneetreiben eingesetzt, das auch jetzt in den Nachmittagsstunden noch andauerte.

In dem kleinen Gehöft, das abseits des Dorfes lag, rückte die Bäuerin einen Stuhl an das Fenster und liess sich darauf nieder. Es kam nicht oft vor, dass sie sich eine solche Ruhepause gönnte. Aber sie betrachtete den Neujahrstag als einen Tag der Besinnung, an dem es sich lohnte, ein wenig Rückschau zu halten. Durch die Scheiben des Fensters blickend, sah sie, wie Thomas, ihr Mann, immer noch ernst die Schneeschaukel handhabte. Auf dem tiefereichen Dach des Stalles lag eine hohe Schneeschuppe, und Thomas stand jetzt im Begriff, den Weg zum Scheune und Stall neuerdings freizulegen. Sie schätzte seine Arbeit ab. Der Weg zur Fahrstrasse war gebahnt und auch jetzt drang er mit seiner Grabarbeit zwischen den beiden sich zur Seite aufstürmenden Schneewänden so unauffaltam vor, dass ihm vor dem Melken und Füttern der Kühe vielleicht doch noch ein kleiner Augenblick zum Hereinkommen und Verweilen in der Stube verbliebe. Sie empfand heute in vernehmter Masse das Bedürfnis, ihn ein wenig mit sich zu haben. Unaufgeschlagen hält Christine die auf diese Stunde bereit gehaltene Wachenschrift in der Hand und staunt in die weite Ferne. Sie kann zum Dorfe hinüber und den hinter ihm aufsteigenden hohen Bergen sehen, und auch zu den tiefverschneiten schwarzen Tannen des nahen Waldes. Das grosse, mit dem Fallen des Schnees

**Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.**  
**ZÜRICH**  
Anfall

## Mutterwort

Ich sah Hansli, mit dem ich später erzieherisch zu tun hatte, zum erstenmal im Wirtsaal eines Bahnhofs, wo er in Begleitung seiner Mutter war, die bei Verwandten einen Besuch machen wollte. Die Mutter war damit beschäftigt, die von der Wand herunterhängenden Fahrpläne zu studieren, und ich begriff gut, dass sie dabei auf die unausgesetzten sie gestellten Fragen ihres Bäckleins keine Antwort geben konnte, ja dass diese sie im Suchen der gewünschten Angaben im Gegenteil störten. Sie fuhr das Kind recht barsch an: «Nun sei doch einmal still und störe mich nicht immer!» Es fiel mir gleich auf, dass das Bäcklein, es mochte etwa fünf Jahre zählen, den Worten keinerlei Beachtung schenkte. Es bedrängte die Mutter genau gleich mit Fragen, wie wenn sie nichts gesagt hätte. Als sich der gleiche Vorfall etwa fünfmal wiederholt hatte, dass nämlich die Mutter mahnte, jedesmal etwas lauter, das Kind aber nicht gehorchte, da fing in meinem erzieherischen Empfinden etwas an, unruhig zu werden. Wie durch einen dünnen Schleier sah ich, wie es zwischen Mutter und Kind stand und ausser dem gegenwärtigen trat zukünftiges Geschehen vor meine Augen.

Doch hatte ich nicht lange Zeit, meinen Gedanken nachzugehen, von neuem nahm mich die reale Situation gefangen. Hansli fuhr mit seinen Händchen spielerisch über die leeren Bänke. «Aber Hansli, was fällt dir nur ein, du machst dich ja ganz schmutzig, höre sofort auf damit!» Gesprochen war das Wort, aber wieder wurde es von Hansli nicht befolgt. Was ging ihn an, was die Mutter sagte! Es schien, als ob diese Mutterworte für ihn gar kein Gewicht hätten. Auch Wiederholungen der Mutter gaben dem Gesagten den nötigen Nachdruck nicht. Hansli strich mit seinen Händen so lange auf den Bänken herum, bis ihm dies von selbst verleidete.

Darauf folgte wieder eine andere Episode. Hansli hatte im Schirmgestell, das von unordentlichen Fahrgästen als Papierkorb benützt worden war, angebrannte Zündhölzchen entdeckt. Diese sammelte er und war sichtlich erfreut über das Spielzeug, das er hier unvermutet gefunden hatte. Die Mutter, einen Blick auf ihr Kind werfend, wurde des Spieles mit den unsauberen Dingen gewahr und befahl Hansli wiederum, die Hölzchen wegzuworfen. Wirkungsloser hätte auch das Schweigen der Mutter nicht sein können, denn wiederum kümmerte sich der Knabe nicht um das, was sie gesagt hatte und spielte weiter.

Dann nahm die Mutter das Kind am Händchen und führte es hinaus, denn es war Zeit, um auf den Bahnsteig zu gehen.

Ich machte mir meine Gedanken: «Arme Mutter,

armes Kind! Wie soll Hansli Gehorsam lernen, wenn die Mutter es nicht versteht, das was sie befehligt, auch in der Tat zu fordern? Wie soll er den Ernst einer sittlichen Forderung sich aneignen, wenn er ihn nicht erfährt? Wie soll er wissen, dass ein Wort etwas gilt? Wenn das Mutterwort keine Kraft und Gültigkeit hat, so kann unter Umständen die ganze sittliche Erziehung in Frage gestellt werden. Das Mutterwort ist die Brücke zu sittlicher Persönlichkeit, indem das Kind durch diese lernen und erfahren soll, dass es einen höheren Willen gibt als den eigenen — zuerst wird er durch die Mutter, den Vater, das Gesetz und zuletzt durch Gott verkörpert. Indem die Mutter auf die strenge und exakte Erfüllung des Befohlenen pocht, die eine Sache weder zwei- und dreimal sagt, noch sie einfach auf sich beruhen lässt, weckt sie das Bewusstsein der Absolutheit und Verbindlichkeit dieses Willens. Er ist erst zu nehmen und zu befolgen. Ein Mensch, der keine Autorität über sich weiss, von der er sich abhängig fühlt, der sich selbst genug ist, steht in der Gefahr, hilflos zu werden.

Hansli ist ein Beispiel dafür. Viele Jahre später begegnete ich den Leuten wieder in der Erziehungsberatung. Die Mutter war ganz verzweifelt über ihren Hans, der ihr nicht nur nicht gehorchte, sondern frech forderte und sich auflehnte. Wir mussten den Jungen, der den haltgebenden Segen des richtig angewandten Mutterwortes von früher Jugend an nicht kennengelernt hatte, in einer Anstalt unterbringen. Es war auch hier schwer, ihn an Unterordnung und Autorität zu gewöhnen. Er war der Sklave seines eigenen Willens. Das wäre kaum so weit gekommen, wenn die Mutter ihrem Wort Gewicht gegeben und von Anfang an verlangt hätte, dass das was sie sagt, auch getan wird und zwar ab das erste Mal. Ihr Versagen hatte die schwersten Folgen und brachte ihr bitteres Leid. Als sie den Fehler erkannte, war es zu spät, ihn gutzumachen. Auch später blieb ihr Wort für den Sohn bedeutungslos. Aus der Erziehungsanstalt entlassen, sagte er, dass er nach Paris fahren und es schön haben wolle wie andere Leute, zu Geld werden er schon kommen, wenn ihm die Mutter keines gebe. Die Mutter flehte ihn an, hier zu bleiben und ein rechtschaffenes, arbeitsames Leben zu beginnen. Man hatte sich noch von der Erziehungsanstalt aus bemüht, dem Burschen, der in das Schreinerhandwerk eingeführt worden war, eine Stelle bei einem guten Meister zu verschaffen. Er trat die Stelle nie an, sondern antwortete der Mutter: «Ich kann machen, was ich will!»

Später erfuhr die Mutter — es war das letzte vor ihrem Tode — dass ihr Sohn in Paris verhaftet worden war. — Dr. E., Bern.

## Person und Kollektiv

Auf der diesjährigen Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München fiel erschreckend auf das Gemälde von F. Kitt «Gespräch an zwei Tischen». Menschen im gemühtlichen Beieinander, ohne Antlitz, schemenhaft, anonym, einer wie der andere, nur eine weisse Fläche statt Antlitz. Zeichen unserer Zeit! Kollektiv! Der ausgelöschte Mensch! Hatte Talleyrand einst den Ausspruch gesagt: «Die Sprache ist dazu da, seine Gedanken zu verborgen», so hatte er das höchstpersönliche Ausdrucksvermögen des Menschen durch die Sprache, die doch Bindung der Personen zur Gemeinschaft sein soll und kann, als Abgrenzungsmittel gegenüber dem anderen als Möglichkeit der Isolierung durch Unwahrscheinlichkeit eingesetzt. Hier aber ist es auch das Gesicht der Person ausgelöscht. Wir leben in einer Zeit, in der oft schauerlich Mittel und Wege gesucht werden, um die Personhaftigkeit des Menschen zu zerstören, um ihn um so gefügiger zu machen für das Kollektiv. Man denke an die Verhörmethoden der Sowjets! Die Macht der Geschichte und die Bedeutung des einzelnen, der Gemeinschaft, des Volkes werden nicht mehr persönlich, sondern schicksalhaft gesehen. Alle unter dem gleichen Geschick, das unpersönlich, gewaltig auf uns zu kommt! Selbst der allgewaltige Tyrann in der totalitären Staatsmacht verbirgt sich anonym hinter der «schlichen Partei und ihrer Funktionäre» Sagenhaft, legendär ist bereits sein Dasein zu Lebzeiten. Das ist der eigentliche Kampf des Abendlandes mit

dem Kommunismus. Die geschichtlichen Konzeptionen eines Hegel, eines Spengler waren von der Wurzel her unpersönlich, überbetont sachlich: Die unpersönliche Idee und der unpersönliche Weltverursacher, die unpersönliche Macht und der unpersönliche Staat, fordern unpersönliche Einordnung des Menschen, der nicht selbst verantwortlich für sein Tun zeichnet, sondern Paragrafen ausführt als Funktionär. So steht der Mensch nicht mehr als Subjekt in sachgerechtem Dienst über dem Objekt, sondern umgekehrt. Praktisch verwirklicht und ins Brutale übersetzt erleben wir diese Konzeptionen in allen totalitären Staaten. Der Mensch wird uniformiert, eingestampft in die Masse. Die einzelnen sind in der Masse Menschenmaterial, das man einsetzt, wo man will, das im Gleichschritt, in gleicher Uniform zu marschieren hat. Weniger wert als die Maschine, die unbrauchbar geworden noch als Schrott Gewinn bringt, während der arbeitsunfähige Mensch die Masse belastet. Denken und Geist werden ausgeschaltet oder wenigstens gleichgeschaltet. Der denkende, geistige Mensch wird ausgerichtet zum hochqualifizierten linientreuen Spezialisten, er hat zu funktionieren als Glied einer toten Maschine, sonst wird er erledigt. Die entscheidend wirkende Macht der historischen Person, die Bedeutung des einzelnen für die Gemeinschaft müssen wieder gesehen werden, die Aufgaben der Frau vor allem als Nachfahre Evas, das heisst als Mutter aller Lebendigen in Familie und Volk, auch für die Entwicklung der Geschichte! Eigens wir Frauen, die wir unserer Naturveranlagung nach in besonderer Stärke die Zusammenhänge für Ausserungen des Lebens, für seine besonderen Gesetze und Forderungen zu erkennen, zu erfassen und zu überblicken vermögen, sind in besonderer Weise heute be-

erriet seine Gedanken. Es war heute für sie alle ein besonderer Tag. Vor zwei Stunden war ihr Sohn auf diesem Wege ins Dorf und seine Umgebung gefahren, um den Verwandten, Freunden und Nachbarn mit seinem Mädchen die Brautvisite zu machen. Bald würden sie zurückkehren und da musste der Weg für die Einfahrt ebenso frei und ohne Hindernisse sein, wie er für die Ausfahrt gewesen war. Gaudenz, der Sohn, hatte um eines Nachbarn Tochter gefreit, und nun würden die beiden bald für immer in diesem Haus zusammen einkehren und später einmal das Heimwesen übernehmen. Zuerst galt es allerdings, miteinander zu arbeiten. Vielleicht noch für viele Jahre. Aber was tat es. An Arbeit würde es für sie alle nie fehlen, besonders wenn einmal Einzelkinder da sein würden. Das junge Mädchen war trotz seines schlanken Wuchses gesund und kräftig, und würde eine gute Gefährtin für den Sohn geben.

Christine sah jetzt, wie Thomas sich dem Fenster zuckerte und mit einer Kopfbewegung ihre Aufmerksamkeit auf einen Vorgang auf der Strasse zu lenken suchte. Sie sah angestrengt in die angegebene Richtung, auf der eine Gestalt schwerfällig und mühsam des Weges kam und unzweifelhaft ihr Gehört als Ziel ihres Ganges ausgesucht hatte. Es war eine alte Frau, die daherkam und Thomas ging ihr nun entgegen und geleitete sie dem Hause zu. Christine hatte die alte Frau bald erkannt. Es war Bärbel, die einstige Hebamme des Dorfes, die zu einem Neujahrsbesuch kam. Sie lebte jetzt schon viele Jahre bei ihrem Sohne in einer kleinen Stadt des Tieflandes. Aber fast jedes Jahr kehrte sie einmal

rufen, nicht nur in Forschung und praktischer Arbeit eigene Wege zu gehen, sondern darauf hin zu wirken, dass allgemein die Bedeutung des Persönlichen wieder erkannt und danach gehandelt werde.

Der einzelne muss wieder zum persönlichen Einsatz verpflichtet werden, zur ehrfürchtigen Begegnung mit der Eigenpersönlichkeit des anderen gebracht werden. Das Wort Fichtes: «Und handeln sollst du, als ob hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung für dein» gilt für jedes Volk und muss überall verwirklicht werden, soll der Ansturm des Kollektivismus aufgefangen und persönlich überwunden werden. Das muss auch das Grundanliegen im akuten Europaoppleben heute sein: der lebendige Mensch, nicht phrasenhaft, weil er sein Leben retten will hinter der Masse, die ihn versterkt, nicht, sondern der einzelne als verantwortungsbewusste Person, der den anderen lieb wie sich selbst, nicht schicksalhafte Verbundenheit der Völkermassen, vermehrt um wirtschaftliche und schliesslich sogar strategische Überlegungen. Es gilt wieder, den einzelnen Menschen in der Gemeinschaft und seine persönlichen Aufgaben in höchster Verantwortung zu sehen, dann allein kann das Abendland, das da aufgebaut ist auf das Menschenbild der klassischen Antike einer reinen edlen Humanität und zugleich des christlichen Menschenbildes gerettet werden. Und wenn man unsere modernen Romane liest, so wird man erschreckend inne, dass der einzelne auf der Flucht vor der Allgewalt der anonymen Mächte der Technik nach bergenden, tragenden Kräften sucht, statt selbst zur innerlich starken Persönlichkeit zu werden, um anderen Stärke sein zu können. So ist der moderne Mensch ständig auf der Flucht vor drohenden Gewalten und vor allem auf der Flucht vor sich selbst. Wer sich aber auf die Flucht begibt, wird heimatlos. Er trägt damit noch mehr zur Vermassung bei, der er entfliehen möchte, statt sie aufzusprengen. So sucht der moderne Mensch Befreiung seines Ich in der Natur und Landschaft, in Volk, Heimat, Nation und Geschichte, im biologisch-mystizistisch verstandenen Machtkreis von Blut und Boden, im Mythos des Ursprungs, in der Loslösung von Raum und Zeit, bis er schliesslich im Kollektiv-Unbewussten

oder in Urheimaten der Seele träumen und hindämmern oder im Lärm der Masse der Gesellschaft seine Angst vor der dämonischen Allgewalt unenterrinnbaren Technik überlössen lassen kann. Das Geräusch des Radios, der schnelle Ablauf des Films sind seine ständigen Begleiter. Die Personen unserer modernen Romane verflüchtigen sich, die Wirklichkeit wird aufgelöst. In vielfachen Gestalten erscheint ein und dieselbe Person als Typus, mehrere Personen fliessen zusammen in eine oder eine spaltet sich auf in mehrere. Eine Person erlebt sich selbst in vielen Gestalten, um zurückzufinden zum All, zum Nichts, zum Tod, in einer Welt ohne Zeit es ist der Tod in der Masse, das Auslösen von Gesicht und Sprache. Menschen ohne Antlitz! Grauenhaft ist es auch, man denke an Elisabeth Langgessers «Unauslöschliches Siegel», wie da die Zeit nicht mehr als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erlaubt wird, sondern losgelöst aus dem logischen Kausalzusammenhang nur noch zeitlose Erlebnisse in Unbewussten, die der Tiefenpsychologie und Psychoanalytiker zu deuten hat. Im Rhythmus des Seins verwandelt sich das Leben in flutende Bewegung. Selbst manche Psychologen über die Frau deuten rein biologisch das Frauendasein im ewigen Kreislauf eines Stromes, einer immer wiederkehrenden Periode. Grausige Auflösung alles persönlichen Seins, das doch hienieden an Raum und Zeit gebunden, gestaltet und geformt werden soll, das nach aussen in die Erscheinung treten und innerhalb der lebendigen, aus Einzelpersönlichkeiten aufgebauten Gemeinschaft Aufgaben erfüllen, das Dasein persönlich prägen soll, nicht aber in Erlebnissen sich abrollen darf.

Dass endlich wieder unser Leben, unser menschliches Dasein personhaft werde, das heisst, dass der Geist, verschieden bei jedem einzelnen, personhaft, das heisst durchtönt den Leib, der wiederum individuell vom Geist geformt werde, dass der Leib und alles leibliche Geschehen hienieden die Leuchte des menschlichen Geistes wird, ist der Auftrag unseres Jahrhunderts an die Frau. Möchten alle Frauen in der ständigen furchtbaren Bewegung der Massen Antlitz tragen und Antlitz prägen und den Ruf vernehmen: Gib eine Bleibe im Leben, ein Herz uns wieder!

Elfriede Fuhrmann.

## Weihnachtsglaube

Aline Valengin

Wir waren arme Kinder, denn das Christkind kam nicht zu uns. Ueberall machte es seinen Besuch: bei Nachbar Hunziker links, bei Lehrer Schädelis rechts, bei Direktor Meyers, sogar bei unsern Vettern, den so bösen und frechen Buben... Nur bei uns zeigte es sich nicht, ja, unsere Eltern — so schlimm stand's — versicherten, das Christkind gebe es nicht, es sei eine Erfindung.

Trotzdem, oder gerade deshalb, konnten unsere Schulfreundinnen uns nicht genug vom Christkind, das sie alle persönlich kannten, erzählen. Es stand am Heiligen Abend neben dem Tannenbaum, ganz in weissglitzernde Gewänder gehüllt, das lockige Haar von Silberbändern gehalten, am Rücken lange, flaumige Flügel, und auf der Stirn den Stern. Ob die Flüsse in Silberschubben steckten oder nackt waren, darüber gingen die Meinungen der Kinder auseinander. Auch über die Art, wie das Christkind vom Himmel herunterkam und auf Erden sich stets weiterbewege, herrschte Unklarheit. Uns wollte wohl die Frage aufdämmern, ob's denn auch stets dasselbe Himmelswesen sei, das an ein und demselben Abend bei allen Kindern eintreite, sich die Verse und Lieder anhört, lächle und wieder verschwinde. Wir fragten unser Dienstmädchen Rosa. «Freilich, freilich», beteuerte dieses. Wir waren noch nicht beruhigt und wagten, gelegentlich wieder unsere Eltern um Auskunft zu bitten. Sie schüttelten den Kopf. «Es gibt ja kein Christkind», sagten sie, halb vorwurfsvoll, halb tröstend, und strichen uns übers Haar.

Wir glaubten es und glaubten es nicht. Bei uns zu Hause, gewiss, da gab es kein Christkind. Aber bei uns zu Hause gab es vieles nicht, was in andern Familien ganz und gäbe war, so zum Beispiel Blut- und Leberwürste, Zwiebelkuchen, einen Misthaufen im Garten, Ratten im Keller und andere gute und interessante Dinge. Es könnte doch sein, dass das Christkind dazu gehörte, und dass nur wir vom Glück ausgeschlossen wären, es kommen zu lernen. Je näher das Weihnachtsfest rückte, um so inniger wünschten wir uns, des Wunders, wie andere Kinder teilhaftig zu werden. Aber wie? Wir müssten an der Bescherung einer unserer glücklicheren Freundinnen dabei sein können. Doch, sich am Heiligen Abend davonstehlen, ging nicht. Zudem, wer hätte uns eingelassen? Und würden wir ein paar

Tage später zu einem Vieruhrtee und zum Bestaunen der erhaltenen Geschenke zu andern Kindern eingeladen, war da nicht ein einziges Glitzerstäbchen vom Christkind mehr zu finden. Alles sah genau so aus wie bei uns: der halb geplünderte Tannenbaum, die zum Teil schon ramponierten Geschenke. Auch herrschte dieselbe Stimmung, gemischt aus sattem Ueberdruß und Zerstörungswut, wie bei uns. Von Wunder keine Spur. Wenn nichts zu Hilfe kam, blieb unser Wunsch, das zu erleben, was über jedes Sam an Schönheit hinausging, was durch sein einmaliges Aufblitzen noch das Längste, die Schulaufgaben und das Klavierübren etwa, verklärte, für immer unerfüllt.

Es kam uns aber etwas zu Hilfe. An einem Heiligen Abend, es mochte schon sechs Uhr sein, waren die Pastetchen, die seit Familiengedenken als Eingang zum Festessen des Tages gehörten, noch nicht gebracht worden. Hatte der Patissier uns vergessen? Die Mutter war aufgeregt. Unordnung in der Abwicklung des Programms drohte. Schliesslich telephonierte sie ins Geschäft. Herrlich, ja, Herr Doktor Pastelli lägen, schon in der runden Schachtel, noch auf dem Ladentisch. Der Ausläufer sei weg, auch sonst niemand herum, der sie bringen könnte. Ob nicht das Dienstmädchen... «Doch, doch, gewiss», sagte die Mutter in den Apparat.

Eben wollte sie nach Rosa rufen, als sie sich anders besann. «Rosa hat gerade anderes zu tun», sagte sie munter, «aber ihr wisst ja den Weg genau, weit ist's nicht. Zieht die Schneeschuhe an und geht. Aber bleibt nicht stehen», rief sie uns nach. Wir waren selb, Welch unerwartetes Abenteuer, an diesem Tag, um diese Zeit, da man sonst von Ungeduld gequält, heiss und kalt, im verdunkelten Zimmer



... für jeden Gaumen!

Generelvertrieb:  
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,  
Basel Zürich Bern St. Gallen Luzern Buchs



verbundene Schweigen liegt in der Luft. Ausser dem knirschenden Geräusch der Schneeschuhen, die ihr Mann in regelmässigen Stößen in die Schneemassen gleiten lässt, ist kein Laut zu vernehmen. Selbst das Krächzen der Dohlen ist verstummt, sie müssen drüben im Walde Zuflucht und Unterschlupf gesucht haben. Christine ist es gewohnt, stille Töne in der Abgeschiedenheit ihrer Wohnstätte zu verbingen. Aber die Einsamkeit vermochte sie eigentlich nie zu bedrücken. In jungen Jahren hatte sie in verhältnismässig kurzer Zeit ins Dorf und zu den Menschen zu laufen vermocht. Jetzt machte ihr das Alleinsein nichts mehr aus. Nach fleissiger Arbeit kamen ihr die beschaulichen Stunden des Fürsichseins wie ein Geschenk vor.

Auch heute gibt sie sich gerne ihren Gedanken hin. Immer wieder glitt ihr Blick zu dem Manne hinaus, mit dem sie seit bald zweieinhalb Jahrzehnten das Glück und die Sorgen teilte. Es war ein schönes Leben, das sie bis zur Stunde einander hatten bereiten dürfen und Christines Herz war voll Dankbarkeit für die Eintracht, die sich immer wieder wie ein Segen in ihrem Zusammenleben auswirkte. Jetzt ging Thomas noch einmal zu dem breiten Weg hinüber, auf dem es sich mit dem Pferdeschlitzen musste ein- und ausfahren lassen. Geduldig behob er die kleinen Schneeverwehungen, die sich immer wieder angehäuft hatten. Mitunter blieb er jetzt einen Augenblick auf die Schaufel gestützt stehen, hielt die Hand über die Augen und blickte zur Strasse hinüber. Nicht die geringste Unruhe, nur vollste Zufriedenheit lag in seinen Gesichtszügen. Christine

in ihrem Bergdorf ein, in dem sie so viele Jahre gelebt und gewirkt hatte. Ueber diesem Besuche würde die Vergangenheit erst recht wieder lebendig werden, so sann Christine. Denn Bärbel hatte ja einmal alle Kinder des Dorfes bei der Geburt in Empfang genommen, und Christine musste vergnügt lächeln, wenn sie an Bärbels Erstaunen dachte, das die Verlobung ihres Gaudenz mit seinem Mädchen bei der alten Frau hervorgerufen würde. Denn die beiden waren einst als Kinder zusammen getauft worden. Und dann hatte sie der Pfarrer noch verwechselt, weil Gaudenz ein so zartes Bäcklein und das Mädchen ein vor Gesundheit strotzendes Menschenkind gewesen war. Und die Bärbel hatte ihr das kleine Wesen bei jeder Begegnung gezeigt, und war mitunter sogar mit ihm hergekommen. «Das ist ein Kind, wie man es sich zum Muster nehmen kann», hatte sie zu sagen gepflegt und ihr Bäcklein mit mildelidigen Blicken betrachtet. Nun war aber aus dem schmächtigen Bäcklein ein starker junger Mann geworden, und das einstige Musterkind glich in seiner Feingliedrigkeit einer hochgewachsenen schlanken Birke. Die alte Bärbel hatte die beiden jungen Menschen seit ihrer frühen Kindheit kaum mehr gesehen. Der Zufall wollte es, dass sie in dem kurzen Augenblick, da sie auf Besuch kam, nicht zu Hause waren.

Nun aber geschah es, dass, von des Sohnes Hand gelenkt, der Pferdeschlitzen mit dem jungen Paar in den Weg zum Hause einbog, während der Besuch bei Christine und Thomas in der Stube weilt und die Erinnerungen an alte Zeiten aufgerichtet wur-

den. Und Christine konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie das Mädchen und ihren Sohn der alten Frau zuführte und erklärte: «Das Mädchen ist Euer einstiges Musterkind, Bärbel. Und sein zukünftiger Mann ist unser Sohn. Die beiden wollen in neuen Jahre Hochzeit halten.»

«Da kenne sich einer aus!», sagte die Bärbel kopfschüttelnd. «Das sollen wirklich mein Musterkind und der Gaudenz von einst sein? So zwei prächtige Menschen! Da gratuliere ich aber auch schön und wünsche alles Glück fürs Neue Jahr und ins zukünftige Leben!»

## Nächtliche Dämmerung

Schon breitet Dämmerung die Flügel Hin über Wälder aus und Hain. Ringsum versinken Dorf und Hügel In des verglimmenden Tages Schein. Von weitem durch die klare Luft Hebt sich der Kirchenglocke Läuten, Rings strömt der Felder herber Duft Die lies in Nacht und Dunkel gleiten. Schon dehnen tiefer sich die Schatten, Bald ist verstummt der letzte Mund. In Schlaf versinken Weg und Matten, Von Dorf her bellt nur noch ein Hund. Verschlossen steht wie eine Wand Der Landschaft wundersam Gefilde, Berührt wie von Geisterhand, Wird Wirklichkeit zum Traumgebilde.

Antonia Stern

## Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 9.50  
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestell-  
schein.

Unterzeichnete bestellt ein

**Geschenkabonnement  
des Schweizer Frauenblattes**

ab \_\_\_\_\_ bis \_\_\_\_\_  
an Frau/Frl. \_\_\_\_\_

Unterschrift und Adresse des Bestellers

zu sitzen hatte und zu warten. Was konnte uns nicht  
alles begegnen! Es würde schon ein Vergnügen sein,  
die Auslagen der kleinen Kramladen zu mustern,  
die an der Strasse standen. Vielleicht holten wir  
den Laternenmann ein und konnten einmal genau  
zusehen, wie er mit seiner langen Stange das He-  
belchen am Gasstrumpf in die Höhe schob... viel-  
leicht auch...  
Als wir an Lehrer Schädelis Haus vorbeikamen,

floss mildes Licht aus einem Fenster. Wir hielten  
an und reckten unsere Häuse, um zu sehen, was dort  
los sei. Ja, so war's, der Tannenbaum strahlte schon  
mit all seinen Kerzen. Die Leute hatten ja ihre Be-  
scheidung so früh angesetzt, damit die Dreijährige  
darin teilnehmen könne. Die Pastelli waren ver-  
gessen. Wir hielten uns auf einen Absatz unter dem  
niedrigen Fenster, wo im Sommer Lehrer Schädelis  
Kaktusen standen, und hielten uns am Sims fest.  
Der Baum stand dicht an den offenen Vorhängen.  
Wir sahen zum Greifen nahe glänzende Kugeln,  
Lichter, Silberfäden und kleine Kuchen. Wir sahen  
mehr. Schräg hinter dem Baum, mit dem Rücken  
gegen uns, da war es... also hatten unsere Eltern  
doch gelogen... das Christkind! Schneeweisse Flügel  
an den Schultern, goldlockiges Haar, weisses Schim-  
merkleid... uns fehlte der Atem. Da kehrte es sich  
um und schaute mit einem leeren Blick uns an,  
ohne zu sehen. Es war unser Dinständchen Rosa.

Wir erschrakten sehr. Was trieb denn die Rosa für  
Unfug? Sich verkleidet bei andern Leuten herumzu-  
treiben? Dann begriffen wir. Beschämt stiegen wir  
vom Fenster hinunter, beschämt für Rosa, dass sie  
sich zu solchem Betrug hingab, beschämt, dass wir  
unsere guten Eltern verdächtigt hatten.

Wir musterten Rosa genau, als sie die Pastelli  
auftrag. Sie hatte wie immer ihre roten Backen mit  
den kleinen Aederchen darin, die Zahnflücke vorn  
im Mund und ihr strähliges Haar. Und doch schien  
uns, sie sei nicht mehr ganz die alte Rosa. Etwas an  
ihre wollte Respekt einfließen. Es war uns nicht  
recht, sie einst angespuckt zu haben. Wir nahmen  
uns vor, sie in Zukunft anständiger zu behandeln.  
Denn immerhin... könnte es nicht sein, wäre es  
ganz ausgeschlossen, dass, sehr im geheimen, nicht  
die Rosa als Christkind verkleidet, sondern das  
Christkind als Rosa verkleidet bei uns weilte, dies,  
um unsere Eltern nicht Lügen zu strafen? Das wäre  
doch Christkindart, nicht?

## Chinesische Fliegen

Margrit Gartenbein

Es waren Prachtexemplare. Gross und statlich.  
Eigentlich schön. Mit roten, leuchtenden Augen und  
zarten, irisierenden Flügeln. Ihre Fühler vibrier-  
ten vor Lebenslust. Den ganzen Tag tanzten sie und  
übten sie sich in Sturzflügen. Ihre Vitalität schien  
grenzenlos zu sein.

Sie liebten es, sich auf unserer Haut auszuruhen,  
sich vor unseren Nasen herumzutummeln, auf un-  
serer Confitüre zu sitzen, auf unserem Braten auf  
den Tellern zu träumen, von unserem Zucker zu na-  
schen, unser Brot auf seine chemische Zusammen-  
setzung und seine Konsistenz zu prüfen, unser Ge-  
müse zu probieren, von unserem Trinkwasser zu  
nippen. Früh morgens weckte uns ihr Gesumm, und  
abends, nach dem Lichterlöschen surrten sie uns in  
den Schlaf. Die Fliegen waren unzerstörlich von  
uns. Sie gehörten zu unserem Leben genau so wie die  
unerbittliche Szechuan-Sonne, die Moskitos, die  
Ratten, die Flöhe und die Wanzen. Auch von diesen  
Dingen gibt es manches zu erzählen. Ja, sie alle bil-  
deten beliebte Themen bei Tisch. Man sprach dar-  
über mit Ministern und Legationsräten, mit Köchen  
und Ladenangestellten. Denn sie waren unsere  
Feinde, und man musste beraten, wie man sie be-  
kämpfen konnte.

Eines Tages jedoch hatten wir ein neues Tischge-  
spräch: eine Epidemie von Meningitis war ausge-  
brochen, man hatte von einigen Fällen von Kinder-  
lähmung gehört, jemand wusste von einem Cholera-  
fall zu erzählen, und zahllose Menschen hatten seit  
einigen Tagen Dysenterie. Viele erlagen ihren  
Krankheiten in kürzester Zeit. Es herrschte bereits  
Panik. Und wir klagten alle über unser Los: was

für ein unhygienisches Leben waren wir doch zu  
führen gezwungen. Und alle die Fliegen!

Da wurde plötzlich jemand energisch. Es kam ein  
Erlass zur Fliegenbekämpfung heraus. Man müsse  
die Fliegen mit Giftschläuchen ausrücken, hiess es,  
und jedermann sei verpflichtet, so viele  
Fliegen wie nur möglich totzuschlagen. Alle schaff-  
ten sich noch einige Fliegenlöcher an. In jedem  
Haus war jetzt jeder Mensch mit dieser Waffe ver-  
sehen, die er dauernd bei sich trug. Und es begann  
ein grosses Fliegensterben. Überall, in Läden und  
Restaurants, in Küchen und Wohnzimmern und  
Essälen wohnte man jetzt Fliegenschlachten bei.  
Mit Jägermienen standen die Leute und hielten  
Ausschau. Schlachtrufe ertönten. Siegesgelächter  
erschalle. Es herrschte eine aufgeregte Stimmung.  
Manche erschauerten auch leicht, wenn die Fliegen-  
leichen nur so fielen, herunter vom Tisch, vom  
Brot und von den Gerichten, auf den Boden. Denn  
die Diener in Restaurants und Hotels erledigten  
die Tiere erbarmungslos, wie sie sie auch fanden.  
Ah-Tschang, Ah-Fung, Tsung-nan, Wang, Wong und  
Chen, Fräulein Edel-Jade, Fräulein Leuchtende Tu-  
gend und Fräulein Strahlende Unschuld und wie  
sie alle in China heissen, glaubten zwar nach wie  
vor, dass die bösen Krankheiten von den bösen  
Geistern kommen, und dass man sie am besten mit  
Gongschlägen, Trommelrühren, Beschwörungen und  
duftenden Räucherkerzen vertrieb. Aber Fliegen-  
jagd war lustig. Und so spielte denn jedermann das  
Spiel.

Schade nur, dass es nichts half. Immer schien es  
gleich viel Fliegen zu haben. Und die Krankheiten

nahmen zu. Da mischte sich das Gesundheits-Mini-  
sterium ernstlich in die Sache. Die Folge davon  
war, dass die Regierung den Fliegen von Szechuan  
den Krieg erklären liess. Es kam eine Bestimmung  
heraus, dass fortan jeder Bürger, der täglich eine  
Anzahl Fliegen abliefernte, von der Regierung Geld  
dafür erhalte. Nicht viel natürlich. Aber in China  
ist man sehr arm und rechnet mit Bruchteilen von  
Rappen. Und auf diese Weise hofft man, die Flie-  
gen so gut wie auszurotten.

Der Feldzug setzte sofort ein. Und wie war das  
Resultat? Glänzend! Die Bürger von Szechuan lie-  
fernten Fliegen in Massen ein. Jeden Tag. Mehr und  
mehr. Und einer versuchte den andern zu überbie-  
ten. Es sah aus, als wäre die Fliegenjagd eine wahre  
Leidenschaft der Chinesen geworden. Die Staats-  
organisationen aber hatten grosse Mühe. Der beson-  
dere Apparat zur Empfangung und zum Zählen der  
Fliegen, zur Auszahlung der Prämien und zur  
Buchführung musste ständig vergrössert werden,  
um dem Andrang der Ablieferungen gewachsen zu  
bleiben. Unerschöpflich schien das Fliegenreser-  
voir. Und niemals schien es kleiner, immer aber  
noch reicher zu werden.

Wieso, fand man erst nach einer Weile, und ganz  
zufällig heraus, als ein aufmerksamer Regierungs-  
beamter eines Abends in den Strassen der Resi-  
denz spazieren ging. Da fiel nämlich sein Blick auf  
ein schwarzverhängtes Ding vor einem kleinen La-  
denlokal. In seiner Neugier untersuchte er die Sa-  
che. Und was fand er heraus? Dass diese schwarz-  
verhängte Einrichtung eine Fliegenbrutmaschine  
war. Ganz einfach: eine Schachtel mit Löchern, Soja-  
bohnenkase und Fliegen, und aussen ein schwarzer  
Umhang, damit die Fliegen sich in Seelenruhe ver-  
mehrten konnten. Unbeschränkt. Im Laden neben-  
an aber war eine ähnliche Brutstätte. Und auch im  
Laden zur Linken züchteten sie Fliegen. Alle Läden  
in jener Strasse waren mit Fliegenzucht beschäf-  
tigt. Die Strassen dahinter ebenfalls sowie auch die  
davor. Ja, ganz Tschungking war mit künstlichen  
Fliegenbrutkästen wie überflutet. Und mit der Zeit  
fand man heraus, dass es in ganz Szechuan keinen  
Ort gab, in dem nicht fast jeder ärmere Haushalt  
eine Fliegenzucht hatte. Denn wer ist in China schon  
nicht arm? Und wer rechnet in China schon nicht  
mit Bruchteilen von Rappen? Nicht umsonst sind  
die Chinesen dafür berühmt, zu den besten Ge-  
schäftsleuten der Welt zu gehören. Ja, es gibt sogar  
Leute, die behaupten, die Chinesen seien unüber-  
trefflich darin, aus jeder Situation Geld zu machen.

## Lyceum-Club Zürich

Mit seiner Weihnachtsfeier schloss der Club das  
alte und begrüßte das neue Jahr. Ein Lichterbaum  
und Kerzenflammen in dunklem Tannengrün auf  
den Tischen grüssten mit warmem Liebesblick die  
Kommanden. Aber das Wärmendste waren die  
Worte unserer Präsidentin, Frau Paur-Ulrich,  
die aus dem Dunkel, das um uns sich breitet und  
das, noch ungekannt, vor uns liegt, mit mutigem  
Optimismus den Weg zeigte zum Licht, zum Licht  
des frohen Augenblicks, des glücklichen Zusammen-  
seins, der sicheren Kameradschaft. Nini Berger,  
Tochter unserer bewährten Sängerin Nina  
Nüesch, stellte sich als jugendliche Cellistin vor  
und vertiefte die Stimmung mit dem Vortrag einer  
eher «Suite» zu nennenden Sonate von Marcello.  
Ich habe noch zurückgreifend das Montagskonzert  
der belgischen Pianistin Dyna August hervorzuh-  
eben. Ihr Programm enthielt Werke französischer  
Komponisten der Romantik und der Neuzeit. Chopin,  
Saint-Saëns und César Franck waren die ge-  
wichtigsten Vertreter der Romantik, und hier zeigte  
es sich schon, dass die junge Künstlerin turmhaft  
bewegte Gebilde vorzieht. Nicht nur in ihrer Aus-  
wahl der Chopin-Etuden, auch in der Toccata von

Saint-Saëns verriet sich ihr Drang nach virtuosem  
Draufgängerum. Und in jedem der kleineren Klav-  
vierwerke der sechs neueren französischen Tonset-  
zer findet sie Stellen, wo sie, diese Musiktreiterin  
ohne Furcht und Tadel, stahlgewappnet zu Felde  
zieht. Es muss überhaupt gesagt werden, dass Dyna  
August unerhörtes mechanisches Können kein leeres  
Tongeklingel ist. Ich habe den Eindruck, dass ihre  
rabiate Klangfarbe aus ihrem Temperament her-  
vorbricht. Ihrem César Franck fehlte einsteilen  
noch etwas von seiner verträumten Mystik. In einer  
eigenen Veranstaltung liessen sich hören Christine  
v. Widmann, Opersoubrette am Stadttheater  
in Bern, und Milly von Grünigen, Pianistin,  
jetzt in Basel, früher im Zürcher Club beheimatet.  
Wir freuten uns, Frau v. Grünigen wieder zu sehen  
und zu hören. Ihr Spiel (Kinderszenen von Schu-  
mann) bewies, dass sie sich in der Zwischenzeit  
ganz erheblich weiter entwickelt hat. Christine v.  
Widmanns Programm ist ganz auf ihre Eigenart zu-  
sammengestellt. Das Zierliche Leichtflüssige ist ihr  
Gebiet, und dem entspricht auch ihre wohlgeschulte,  
aber eher kleine Stimme. Ihr Gesang hat die schwe-  
bende Anmut der gaudeligen Libelle — aber genügt  
dies für einen ganzen langen Abend?

Anna Roner

## Wünsche an die «Pergola»

Unterzeichner dieses hat mit Interesse und  
Freude die Korrespondenz über die neueröffnete  
«Pergola» an der Belpstrasse gelesen und kann nur  
bestätigen, dass daselbst alles sehr bequem und  
praktisch eingerichtet worden ist, was den Erbau-  
ern (Architekten und Bauleuten) alle Ehre machen  
soll und machen darf.

Ganz besonders aber ist auch das grosse, schöne  
Restaurant mit allem Komfort eingerichtet worden  
und ich möchte nur den Wunsch aussprechen, dass in  
diesem feinen Tea Room nicht geraucht werde, trotz der  
guten Ventilation und Lüftungsmöglichkeit.

Wohl können auch Herren daselbst verkehren,  
aber es ist mir schon aufgefallen dass auch gewisse  
Damen glauben, sie müssten absolut rauchen und  
den Rauch in Ringleinformen aufblasen lassen, der  
sich dann überall hinsetzt und auf die feinen Patiss-  
erien niederlegt, was nicht gerade sehr angeheim  
ist.  
Ein Gast der «Pergola».

P. S. Als weiterer Wunsch wird geäußert, dass in  
der wohllichen Pergola nicht wie in so vielen Res-  
taurants und Tea Rooms ständig Radio-Lärm jede  
ruhige Unterhaltung oder geschäftliche Bespre-  
chung zu einer Tortur mache. i. ch.

## Radiosendungen für die Frauen

sr. Am Silvester, Montag, 31. Dezember, ist um 14  
Uhr die Sendung «Notiers und probiers» angesetzt,  
um 16 Uhr liest Johanna Von der Mühl aus ihrem Buch  
«Basler Sitten»: «Silvester und Neujahr». — Mittwoch,  
2. Dezember, um 14 Uhr, behandelt Schwester Emmy  
Gatiker in der «halben Stunde der Frau» das Thema:  
«'S' git Buech». — Am Freitag, 4. Januar, sind um 14  
Uhr in der «halben Stunde der Frau» folgende Bei-  
träge vorgesehen: I. «Der Anfang», ein kleines Wech-  
selgespräch. II. «Zürcher Ärztinnen sprechen» über  
die Frage: «Wie vermeidet man Infektionskrankhei-  
ten?». III. «Plauderei mit den Hörerinnen» von Elisa-  
beth Thommen.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68,  
Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsi-  
dentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

**SCHAFFHAUSER WOLLE**  
REINE KAMMWOOLLE

Das gute Besteck  
...von **SCHÄR**  
Messerwaren  
und Bestecke  
Bahnhofstr. 31, Zürich  
Tel. 23 95 82

**HAGO**  
QUALITÄT  
schon für  
Portionsmaße

**CachePots**  
Kunstkeramik  
**SEILER**  
Limmatquai 34  
b. Grossmünster

Verlangen Sie Helvetia-Senf  
wenn Sie guten Senf wollen

**Helvetia-Senf**  
vollwürzig  
und doch mild  
Mit Silva-Bilderscheck

Blumen  
**Krämer**  
Bekannt für  
gediegene  
Geschenke  
Zürich - Bahnhofstrasse 38 - Telefon (051) 23 46 86

**Inserate** im Schweizer Frauenblatt  
haben immer Erfolg

**J. Leutert**  
Spezialitäten in Fleisch-  
und Wurstwaren  
Metzgerei Charchuterie  
Zürich 1  
Schützengasse 7  
Telephon 23 47 70  
Telephon 27 48 88  
Filiale Bahnhofplatz 7

**Möbel für Pensionen**  
direkt ab unserer Fabrik  
**MEER - BERN**  
Harthölzerne  
**Einzel-Schlafzimmer**  
komplett, mit Matratzen, Duvet  
und Kissen  
**Fr. 985.-**  
Prima Ausführung  
Verlangen Sie unter „Verzasca“  
ausführliche Offerte  
**J. Meer & Cie. A.G. Bern**

Der heimelige  
**Teerraum**  
Marktgasse 18  
**Gipfelstube**  
W. BERTSCH, SOHN  
ZÜRICH

**Rüegg Nagel**  
**PARKER**  
Bahnhofstr. 22 - Zürich

**GIGER-MISCHUNG**  
— ein feiner Kaffee I  
Verlangen Sie ihn bei Ihrem Speziere  
  
**HANS GIGER & CO. BERN**  
Import von Lebensmitteln en gros  
Gutenbergstrasse 3 Tel. 2 27 35

**Ernst**  
„Guets Brot“  
„Feini Guetzi“  
Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 60  
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44  
Forchstrasse 37 Tel. 23 09 75  
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49  
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72  
Schaffhauserstrasse 18 Tel. 28 78 44  
Universitätsstrasse 87 Tel. 28 20 58